Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition: Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 135. **Donnerstag** den 15. März 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. März.

Kaum hat der **Graf Caprivi** den von der freisinnigen Presse so hoch gefeierten Triumph der Annahme des **russischen Handelsvertrags** durch eine unerwartet starke Mehrheit des Reichstags erlebt, so muß er schon die Erfahrung machen, daß dieselbe Presse ihm das Recht zum Triumphiren bestreitet und mit dieser Bestreitung den Abfall von dem Gefeierten einleitet. Die „Weser-Zeitung" hatte dem Reichskanzler und dem Staatssecretair v. Marschall zur Annahme des Vertrags gratulirt; die Berliner „Volkszeitung" will aber von einem solchen Glückwunsche, der nicht verdient sei, nichts wissen. Das demokratische Blatt schreibt:

„Der Glückwunsch gebührt einzig und allein der Mehrheit des Reichstages, die den Handelsvertrag angenommen hat. Wäre eine solche Mehrheit nicht zur Stelle gewesen, Graf Caprivi und sein tapferer und geschickter Mitstreiter hätten sich, man verzeihe das harte Wort, auf den Kopf stellen können, und sie hätten doch keinen Erfolg erlebt. Niemand wird behaupten wollen, daß die beiden Herren erst die Majorität geschaffen hätten. Schließlich haben Graf Caprivi und Freiherr v. Marschall ihre besten und durchschlagendsten Argumente aus dem Arsenal des Freihandels, das heißt aus dem geistigen Besitz derjenigen Parteien geschöpft, bei deren Annäherung dem Reichskanzler sonst „unheimlich" zu werden pflegte."

Man kann daraus schließen, wie bald sich der linke Flügel der Handelsvertragsmajorität dem Kanzler abermals „unheimlich" machen wird, ebenso unheimlich wie die Opposition gegen diesen Vertrag, die nach ihrer Niederlage mit Hohn alle Mahnungen, nunmehr den Kampf ruhen zu lassen und gemeinsam mit den Freunden des Vertrags ihr Augenmerk auf Maßregeln zur Hebung der Landwirthschaft zu verwenden, zurückweist. So schreibt die „Corresp. des Bundes der Landwirthe":

„Nun die Herren gesiegt haben, wollen sie sich mit uns vertragen, wir sollen ruhig sein, damit sie ihre Beute ungestört verdauen können (!). Das glauben wir, allein wir wollen ihnen schon heute verrathen, daß ihre Illusionen auf Sand gebaut sind. Nicht mit den Freihändlern, Socialdemokraten, Börsianern und allen übrigen Gegnern der Landwirthschaft denken wir, sondern neuer Kampf ist unsere Parole. Gerade die Annahme dieses Vertrages mit den halbbarbarischen Russen, diesen Schlächtern von Kreye und Henkersknechten des baltischen Deutschthums, mit diesen tartarisch-mongolischen Halbasiaten, deren Zurückverfung bis jenseits des Urals eine Aufgabe der europäischen Gesittetwelt wäre, — die Annahme dieses Vertrages, sagen wir, wird der Ausgangspunct einer agrarischen Bewegung von solcher Mächtigkeit werden, daß sie Alles niederwirft, was sich ihr in den Weg stellt."

Noch maßloser haben sich mehrere der Redner auf der dieser Tage in Berlin abgehaltenen Versammlung des conservativen Wahlvereins geäußert, wo sogar von einem Regierungsbaumeister Knauff der Antrag gestellt wurde, die gesammte Politik des Grafen Caprivi scharf zu verurtheilen. Solche Elemente durch Zugeständnisse zu versöhnen, ist eine überaus schwierige Aufgabe, um so schwieriger, je weniger die alten schroffen Gegner dieser Elemente von solchen Zugeständnissen etwas wissen wollen. Wie aus diesem Dilemma herauszukommen ist, weiß Graf Caprivi allem Anscheine nach selbst nicht, denn es fehlt bis jetzt auf seiner Seite an jedem Versuche, die verworrene politische Situation zu entwirren. Da er aber schwerlich daran denkt, durch einen Rücktritt sich aus der Schlinge zu ziehen, so wird man vorläufig in Geduld abwarten müssen, ob ihm in der Osterpause ein Mittel beifällt, das ihn selbst und das Reich vor einem vollständigen parlamentarischen Chaos bewahrt.

Gegen den **„Kladderadatsch"** und seine Hintermänner scheint man nun doch einschreiten zu wollen, nachdem auch solche Blätter, die sonst nur ungern einen Zweifel in die Weisheit der Regierung setzen, ihrer Sorge vor den Folgen der bis jetzt beliebten Behandlung der Angelegenheit Ausdruck gegeben und auf die Wirkung hingewiesen haben, welche die bis jetzt nur mit officiösen Dementis bekämpften Anschuldigungen des Berliner Witzblattes im Auslande hervorrufen. Recht deutlich geht diese Wirkung aus der folgenden Auslassung des Pariser „Figaro" hervor:

„Man kann sich leicht vorstellen, welche Wirkung solche Enthüllungen in einem Lande hervorbringen müssen, wo man sich bis dahin noch die Achtung vor der Verwaltung bewahrt hatte. Was die Geschichte noch viel schwerwiegender macht, das ist der Umstand, daß die drei Persönlichkeiten, welche der „Kladderadatsch" sich auf's Korn genommen hat, persönliche Freunde des Kaisers sind. Zwei von ihnen hat er auf vielen Reisen mitgenommen. Indem man die Freunde des Herrschers angreift, greift man den Herrscher selbst an. Von welchen Zielen ließ sich der „Kladderadatsch" leiten? Das fragt sich heute ganz Deutschland. Er hat diese Campagne sicher nicht ganz allein unternommen, und die nöthigen Actenstücke hat er sich nur durch Leute verschaffen können, welche mit Allem, was im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und bei Hofe vorgeht, ganz vertraut sind. Nun wird in diesen Artikeln von Trinkgeldern und von staatsschädlichen Einflüssen und von für Deutschland verderblichen Veränderungen im diplomatischen Corps gesprochen. Das kann Alles wahr sein, aber sieht man denn nicht den Nutzen, den die Socialdemokratie aus diesen Enthüllungen ziehen wird, und merkt man nicht, daß die alte Staatsmaschine in Deutschland zu krachen beginnt, wie sie in anderen Ländern auch kracht?"

Nachdem nun auch noch der Finanzminister Dr. Miquel in dem Processe gegen die Antisemiten Schweinhagen, Plack-Podgorski und Dewald erklärt hat, er habe seinen Strafantrag deshalb stellen zu müssen geglaubt, weil er dies seiner Stellung schuldig sei und das aufkommende System der gewerbsmäßigen Verleumdung für überaus gefährlich halte, würde es im Inlande und im Auslande noch unbegreiflicher erscheinen, wenn die im „Kladderadatsch" so schwer beschuldigten und dem Kaiser so nahe stehenden hohen Beamten nicht mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Angriffe auf ihre Ehre verfolgen wollten.

In der **französischen Kammer** tobt seit vorgestern eine langwierige Redeschlacht über die von dem Deputirten Bourgeois wieder einmal beantragte Revision der Verfassung. Hauptredner für den Antrag war bis jetzt der ehemalige Ministerpräsident Goblet, der Führer der socialistisch angehauchten Radicalen. Er verurtheilte aufs Schärfste die heutige französische Verfassung als ein nichtsnutziges orleanistisches Machwerk. Man warf ihm ein, der Orleanismus sei todt, worauf Goblet erklärte, die Orleanisten seien als Nalliirte wieder von den Todten auferstanden. Es lohnt sich nicht, näher auf die Erörterung einzugehen, die weder etwas Neues noch etwas Wichtiges zu Tage fördert und auch zu keinem greifbaren Ergebniß führen wird. Wenn der heutige Präsident der Republik als eine Art Tyrann vom Schlage Philipp's gekennzeichnet wird, der bei allen möglichen Gelegenheiten eigenmächtig in den Gang der Staatsmaschine eingreift, wenn Gladstone's Vorstöße gegen das Oberhaus zur Unterstützung der Angriffe gegen den französischen Senat nutzbar gemacht werden, so kann das Alles nichts verfangen gegen die Thatsache, daß der Senat trotz des orleanistischen Sauerteigs das Schulgesetz, das Wehrgesetz und das Gesetz über die Fachvereine, also die radicalsten Errungenschaften genehmigt hat. Der Abgeordnete Deschanel dürfte so unrecht nicht gehabt haben, wenn er auseinandersetzte, der ganze Drang nach Verfassungsänderung diene nur dazu, die hoffnungslosen grundsätzlichen Spaltungen auf der äußersten Linke zu verdecken. Wenn zugleich von dem Einen der Individualismus, von dem Andern der Collectivismus gepredigt werde, wenn die eine Gruppe dem Internationalismus huldige, die andere noch dem Vaterlandsbegriff anhänge, wenn hier von Gesetzmäßigkeit und der Tricolore, dort von der Commune und vom rothen Banner geredet werde, dann sei die Forderung der Revision ein bequemes Programm, um die Uneinigkeit zu verdecken. Jeder könne für die Forderung eintreten und Jeder denke sich etwas Anderes dabei. Die müßige Erörterung wird auch diesmal wieder im Sande verlaufen, aber sie wirft, wie man sieht, doch interessante Streiflichter auf die Parteiverhältnisse in der französischen Kammer und auf die Befürchtungen, die man in radicalen Kreisen an den Ruck nach rechts knüpft, den die Regierung seit dem Attentat auf die Kammer unleugbar gemacht hat. — Ein anderer müßiger Streit ist um die Jungfrau von Orleans entbrannt, die bekanntlich selig und später heilig gesprochen werden soll. Man macht einst für das Urtheil, das in erleanistischen Blättern über die unglückliche Jungfrau gefällt worden ist, den Bischof Touchon verantwortlich, der als Renegat, Landesverräther und Schismatiker gebrandmarkt sei, und den die Kirche später aus ihrem Schooß ausgestoßen habe. Aber das ist noch nicht ausreichend, um seinem patriotischen, papstfreundlichen Herzen genug zu thun: „auf Grund sorgfältiger gelehrter Forschungen" hat jetzt der Graf de Kerohat herausbekommen, daß der schlimme Bischof gar kein Franzose ist, er war ein Jude, ergo war die Verurtheilung der Jungfrau von Orleans ein jüdisches Verbrechen!

In **Italien** ist eine große agrarische Partei im Werden begriffen, deren Mitgliederzahl unter den Volksvertretern sich bereits auf 280 beläuft, so daß sie bei der Berathung der Finanzmaßregeln den ausschlaggebenden Factor bilden wird. Bei der wichtigen Rolle, welche die Landwirthschaft im Wirthschaftsleben Italiens inne hat, und bei der argen Vernachlässigung ihrer Interessen durch die früheren Regierungen ist es an und für sich nur zu begrüßen, daß die Vorgänge in Sicilien und die angekündigten Agrarreformen des Cabinets Crispi den Anstoß zur Gründung einer solchen Partei gegeben haben, der Mitglieder sämmtlichen Fractionen angehören. Ihr Zweck ist, durch Schaffung geeigneter Gesetze der nationalen Landwirthschaft aufzuhelfen, aber man wird nur dann zu gedeihlichen Resultaten gelangen, wenn man die Fehler der extremen Agrarier in Deutschland und Frankreich zu vermeiden versteht. Mit der von dem Club beschlossenen Forderung der Erhöhung des Getreidezolls auf neun Lire allein ist es nicht gethan, denn die italienischen Kleinbauern, die nur gerade soviel Getreide erzeugen, als sie für den eigenen Bedarf brauchen, werden schwerlich einen Vortheil von dieser Zollerhöhung haben; der Nutzen davon flösse lediglich in die Taschen der großen Grundbesitzer. Da sich, wie gesagt, Mitglieder sämmtlicher Parteien zu dem Club angemeldet haben, darf man hoffen, daß die Vereinigung in richtiger Würdigung der Gesammtinteressen das Schwergewicht ihrer Wirksamkeit nicht in einseitige mechanische Schutzmaßregeln zu Gunsten der Latifundienbesitzer legen, sondern in erster Linie sich über Reformen zu Gunsten der kleinen Landwirthe einigen werde. Die Pachtgesetzgebung, welche dem kleinen Pächter nur eben so viel läßt, daß er nicht verhungert, schreit ja förmlich, namentlich in Sicilien, nach einer durchgreifenden Reform, die um so dringender nothwendig ist, als nach den Finanzplänen des Ministeriums Crispi die Schultern des kleinen Mannes zum Tragen der neuen großen Steuerlasten ebenso herangezogen werden, wie die der besitzenden Classen. Erst wenn wir sehen, daß der Club auf diesem Gebiete in volksfreundlichem Sinne Ernst macht, können wir die italienische Agrarierbewegung für einen Segen des arg heruntergewirthschafteten Landes halten, andernfalls würde eher das Gegentheil dabei herauskommen. Ein weiterer Beschluß der Partei ist gegen die Erhöhung der Grund- und der Salzsteuer gerichtet; bedauerlicherweise ist unterlassen worden, anzudeuten, wo die Staatscasse Ersatz für den Entfall dieser Einnahmeposten suchen soll.

Dem neuen **spanischen** Ministerium drohen schwere Kämpfe von der bedeutenden schutzzöllnerischen Agrariergruppe, an deren Spitze der bisherige Finanzminister, der Gegner aller Handelsverträge, steht. Die Vereinigung beginnt schon einen scharfen Widerstand gegen das Cabinet zu organisiren, die Generaldirectoren der Post und der Zölle, welche der protectionistischen Gruppe angehören, haben ihre Entlassung eingereicht, und die schutzzöllnerische Presse in Madrid und den Provinzen führt eine drohende Sprache. Dazu kommt, daß die Chauvinisten, unzufrieden über den Ausgang des Melilla-Handels, beantragen wollen, das Cabinet in Anklagezustand zu versetzen, weil es sich in der Frage der Eisenbahnen und der Handelsverträge auswärtigem Druck gebeugt habe. Darob ist die Stimmung im conservativen Lager natürlich sehr zuversichtlich. Dessen Blätter bespötteln das Ministerium und bezeichnen es als die letzte Haltestelle der liberalen Partei vor ihrem Sturz in den Abgrund. Jedenfalls wird die bevorstehende Cortestagung Sagasta heiße Tage bringen, und es ist fraglich, ob sein Cabinet sich genügend widerstandsfähig erweisen wird. — Vor Kurzem brachte der Pariser „Figaro" ein Interview seines Madrider Berichterstatters mit der Königin-Regentin Maria Christine, wonach derselbe aus directen Aeußerungen der hohen Frau die Ueberzeugung gewonnen haben will, dieselbe suche ihre Freundschaft nicht beim Dreibund, Frankreich liege ihr näher und erfreue sich ihrer vollsten Sympathie. Dazu bemerkt treffend ein Madrider Berichterstatter der „Politischen Correspondenz": „Diese Ueberzeugung dürfte wohl in dem Geiste des Figaro-Correspondenten schon vor der Audienz so fest gewurzelt haben, daß er Manches zu hören glaubte, was nicht gesagt wurde, und allgemein gehaltene, freundliche Bemerkungen über Frankreich in allzu kühner Weise interpretirte. Es handelt sich nicht um die Untersuchung, ob die Königin-Regentin thatsächlich solchen Ansichten zuneigt oder nicht, sondern um die Frage, ob ihr derartige politische Ernenle bei dem Besuch eines Journalisten zugemuthet werden können. Wer das streng constitutionelle Verhalten der Königin-Regentin und ihre Klugheit kennt, wird von vornherein bestreiten müssen, daß sie sich, einem Zeitungsberichterstatter gegenüber, sei er nun Mitarbeiter eines französischen oder sonst eines Blattes, in Aeußerungen über ihre Stellung zu den europäischen Mächtegruppirungen ergangen haben sollte." Es ist nicht das erste Mal, daß französische Blätter der Königin-Regentin ähnliche Aeußerungen in den Mund legen, daß es jetzt der „Figaro" thut, macht die Sache nur um so unglaubwürdiger.

Noch rechtzeitig ist die ministerielle Majorität des **englischen** Unterhauses zur Besinnung darüber gekommen, was sie dem Cabinet Rosebery und sich selbst mit der gestrigen Zustimmung zu dem Labouchère'schen Amendement zur Thronrede, das dem Oberhause im Handumdrehen das Licht ausblasen wollte, eigentlich gespielt hat; sie verwarf schließlich alle Anträge zur Thronrede und beschloß auf Wunsch des Schatzkanzlers, daß der Königin einfach der Dank des Hauses ausgesprochen werde. Hätte so die Majorität sich nicht gewissermaßen selbst desavouirt und wäre sie ihrem ersten Beschlusse treu geblieben, so wäre die Lage des Cabinets

Feuilleton.

Ellida Silström.

38] Roman von H. Palmé-Pansen.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Hinz ist soeben auf den Befehl des Herrn Intendanten mit —"

„Richtig — ich habe ihn zur Post geschickt — was ist denn die Uhr — ist die Probe zu Ende — noch nicht — ist gut, besorge es selbst —"

„Oh — ich bin gern erbötig —"

„Nicht doch — ich danke."

Ein Wink, der Secretair ist entlassen. In einem Husch ist der Schnelle aus dem Theater hinaus, auf dem Wege zu seiner nahen Wohnung.

Herr von Hochstedt murmelt einige unverständliche Worte in sich hinein und begiebt sich nach Längerem hinauf in die Regionen der Bühne. Er redet sich vor, daß er den Brief persönlich abgeben müsse, statt denselben irgend einer unzuverlässigen Hand anzuvertrauen. Vorerst tritt er in die Coulissen und sieht unbemerkt dem Treiben eine Weile zu. Nirgends kann er die erste Tänzerin entdecken. Dann erblickt er drüben eine zurückstehende helle Gestalt, die plötzlich aus den Coulissen fort sich in den dahinterliegenden Raum zurückzieht, und er folgert richtig, daß Ellida Silström das sein könne, um in ihre Garderobe zu schlüpfen, denn was Zinndorf auf der Bühne mit seiner hohen, durchdringenden Stimme kritisirt und mäkelt, das bezieht sich auf die Leistungen des ganzen Corps — die prima ballerina wird damit nichts mehr zu schaffen haben, sich also entfernen dürfen. Der geeignetste Moment also, ihr den Brief zu geben. Er geht, scheinbar in größter Gelassenheit, obgleich er sich nichts weniger als ruhig fühlt, langsam an den einzelnen Coulissen vorbei in den Hintergrund und biegt dann in den Gang zur linken Seite hinein, der zu den Garderoben führt, folgert ganz richtig, daß sie von drüben her gleich an ihm vorbeihuschen werde. Es geschieht indessen nicht. Warum nicht, begreift er nicht, denn sein scharfes Auge hat sie ganz sicher erkannt, und daß die Probe zu Ende ist, weiß er ebenfalls.

„Bis zu ihrer Garderobethür werde ich gehen", bestimmt er bei sich, „und dort warten, kommen muß sie ja."

Er fährt aus, was er sich vornimmt, und als er die Thür erreicht hat, wendet er sich um und sieht scharf den Gang hinunter. Ganz unten schimmert es hell hervor, licht wie ein weißes Wölkchen. Dort steht sie und will abwarten, bis er fortgegangen ist — natürlich er sollte sie nicht kennen.

„Aber" — ein Achselzucken, ein halb verdrießliches, halb gütiges Lächeln — „sie kann lange warten, bis er ihr weicht."

Mit einem Male übermannt ihn wieder die in letzter Zeit oft ganz plötzlich und unbegründet in ihm aufflackernde Heftigkeit. „Warten", denkt er, „ich warten — wer ist denn hier Herr, wer der Chef?" Er tritt unwillkürlich mit dem Fuße auf, preßt die Lippen zusammen und schnippt mit den Fingern. „Hinz", ruft er ganz laut, obgleich er weiß, daß sich der Diener nicht im Theater befindet, „Hinz! oder wer ist dahinten — wer?"

Es wird ihm nun allerdings ein anderer Anblick zu Theil, als der des häßlichen, schwarzröckigen Bureaudieners. Die lichte, weiße Wolke kommt, wie von Lüften getrieben, aus dem dunklen Hintergrund daher.

„Ach, Verzeihung, Sie sind es — ich dachte — wollte — eben Sie habe ich gesucht — oder vielmehr —"

War es denn möglich — war es denkbar, daß er, der ernste, gehaltene, ältere Mann diesem jungen Geschöpf gegenüber in dem gegebenen Augenblick nicht die kleinste, erbärmlichste Nothlüge hervorzubringen im Stande war — nicht einmal einen erträglichen, zusammenhängenden Satz? Ob das Anderen, zum Beispiel dem Professor, auch so geschehen konnte, oder nur ihm, daß man über das Schauen das Denken vergaß. Ja, sie anzusehen, war die reinste Freude. Der Gedanke an den Professor giebt ihm sofort die Haltung zurück. Seine Sprache wird ernst, ruhig und sein Blick kritisch. Ellida kennt diese Miene, sie ist der Vorläufer irgend einer Schroffheit. Die äußere Herbheit erschreckt sie aber nicht mehr, dennoch bleibt sie verschämt genug, diese durch halben Farbenwechsel sich verrathende Empfindung liegt tief begründet in ihrer zartfühlenden Natur, in ihrer Weichlichkeit. Sie sieht mit ihren fragenden blauen Augen zu ihm auf. Irgendwo her kommt Zug und die weichen, blonden Stirnhaare spielen hin und her auf der fein geäderten Stirn. Sie hat die beiden Arme ganz leicht über einander gelegt. Es fröstelt sie in ihrer leichten Kleidung. Derart sieht er das süße Geschöpf vor sich stehen, und sein eben noch so rauher Ton nimmt unendlich gütigen Wohllaut an.

„Fräulein Silström, ich habe einen Brief für Sie."

„Einen Brief? Sie? für mich?" stößt sie heraus und gleich flutet wieder dunkle Röthe über ihre Wangen. Hier, an dieser Stelle war's — damals in der unvergeßlichen schrecklichen Stunde, wo ebenfalls von einem Briefe die Rede war, von einem Briefe, der sie unschuldiger Weise in seinen Augen so tief herabgesetzt hatte. Ist es wieder etwas derartiges? Trotz des reinsten Gewissens erzitterte sie bei dieser Vorstellung. Herr v. Hochstedt errräth plötzlich ihre Gedanken und beeilt sich, seine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen, indem er schnell den Brief hervorzieht und sagt:

„Von meinem Freunde, dem Herrn Professor, es steht dort alles wohl."

Sie greift schnell und erfreut zu.

„O, wie freundlich — wie sehr gütig von dem Herrn Professor —"

Daß Ellida in ihrem fremdländischen Deutsch das „R" ein wenig schnurrt, fällt ihm heute auf und noch etwas Anderes, das bei ihm bereits vergessen ist, nun aber, beim Anblick des schlichten Goldreifs an ihrer Hand, wieder lebhaft in sein Gedächtniß zurücktritt, mit einer ganzen Schaar quälender Gefühle. Er greift die Sache sofort an.

„Was ich sagen wollte —" er senkt den Blick seines durchdringenden Auges, in das Ellida so gern, doch immer mit einer Art bangen Entzückens blickt, auf ihre Hände, „Sie tragen da einen Ring —"

„Ja", sagt sie und sieht unschuldig zu ihm auf.

„Einen Trauring — oder Verlobungsring —" dabei kann er es nicht hindern, daß ihm trotz der gewaltigsten Anstrengung eine Flamme über das Gesicht schlägt — aber heraus muß es, er würde keine Ruhe mehr finden, wenn es nicht geschähe. „Ohne Frage Ihr Verlobungsring — nicht wahr? — Sie brauchen deshalb nicht zu erröthen — warum können Sie nicht verlobt sein — das zu verhindern", er sucht den leichtesten Scherzton anzustimmen, „dazu hat die Intendanz keine Befugniß — indessen ich möchte Ihnen doch rathen — es ist eben kein Brauch, derartige Ringe bei Vorstellungen zu tragen — thun Sie das Ding ab — vergessen Sie es nicht."

Schon will er sich auch wieder mit einer kurzen Wendung und einem noch kürzeren Gruß verabschieden, Ellida kennt an ihm diese äußeren Zeichen höchsten Unmuthes, da findet sie eben noch Zeit und Muth, zu sagen: „Sie verlangen viel von mir."

„Mein liebes Fräulein", antwortete er schnell und hitzig, „ich müßte viel Zeit und Geduld haben, wollte ich Rücksicht nehmen auf alle Verhältnisse, auf alle die Grillen", verbesserte er sich, denn sein scharfer Ton dringt ihm selbst mißtönend ins Ohr, — „auf alle die Grillen der Tänzerinnen meines Balletcorps — Sie überheben mich dann wohl auch dieser Rücksichtnahme — Ihrer Treue geschieht dadurch ja wohl kein Abbruch."

Er hätte sie gern noch mehr gereizt, verletzt und mißhandelt, wenn das so schnell, so in einem Athem möglich gewesen wäre.

Einen Augenblick zögert er noch, eine Secunde will er ihr noch Zeit lassen, sich oder vielmehr den einen Punct zu erklären — worauf allein es ihm ankommt und deshalb sieht er sie, den Kopf halb zurückwendend, nochmals an. Daß ihn diese Secunde aber umstimmt, und das Schmelzbare in ihm weich macht, kann er vorher nicht wissen, sonst hätte er es wohl nicht gethan. Oder doch? Ja, er hätte dann seine Worte anders gesetzt, vor Allem seiner Stimme nicht den ironisch scharfen Ton gegeben. Denn sie steht da mit einem so rührend-traurigen Gesicht, das Auge zur Erde gerichtet, und sagt: „Das weiß ich, daß bei einer Tänzerin gerade in Gefühlssachen niemals Rücksicht genommen werden kann und darf — gewiß, ich bescheide mich — ich werde thun, was Sie befehlen, obgleich dieser Ring, als der Trauring meiner Mutter, das Theuerste und Heiligste ist, was ich besitze —, verzeihen Sie, daß ich Sie mit dieser Erklärung belästigt habe."

Und damit will sie sich abwenden, indem sie ihr Köpfchen zum Gruße demüthig neigt. Er hätte sie am liebsten an seine Brust gezogen und ihr den feuchten Schimmer von den Augen geküßt, aber Eines mußte er doch thun — er mußte ihr Reue zeigen und etwas von dem Weh — nein, etwas von der Glückseligkeit, die mit einem Male durch seine Seele zieht, mochte sie den alten Narren im Geheimen meinetwegen nachher verspotten.

„Aber, mein liebes Kind", ruft er, „so war es ja nicht gemeint. Muß ich Ihnen denn immer wehe thun, wenn wir zusammenkommen? — Schauen Sie mich doch einmal an — so — das ist brav —, fort aber mit den Thränen, die mag ich in Ihren lieben Augen gar nicht erblicken —, ich möchte Sie gern einmal recht glücklich sehen — wie mache ich denn das? Zeigen Sie dem traumischen Intendanten den Weg, wie er Sie kleines, zartfühlendes Mädchen sorglos, heiter, glücklich machen kann."

Da trifft ihn einer der seltenen, tiefeindringenden, zärtlichen Blicke ihres blauen Auges.

SLUB
Wir führen Wissen.